Im Wirkungskreise der Frauen.

Der Unwiderstehliche.

Skizze von **Hermann Wagner.**

Abteil zweiter Klasse im Schnellzug Berlin—Hamburg mit drei Insassen: Am Fenster eine schöne, blonde, etwas volle Dame, zweifellos verheiratet, in dem interessanten Alter von etwa dreißig Jahren, diskret, doch elegant gekleidet, mit Lesen beschäftigt, züchtig, aber doch nicht ohne jenes gewisse Etwas, das Männer stets unruhig macht; ihr gegenüber ein Mann, von dem sich mit Sicherheit nicht sagen läßt, ob er Kavalier oder nur Vertreter einer erstklassigen Weinfirma ist, etwa fünfunddreißigjährig, mit gescheiteltem Haar, englisch gestutztem Schnurrbart, einer weißen Nelke im Knopfloch, der schon seit einer hübschen Weile scheinbar vergeblich Versuche macht, das Interesse seines Visavis zu erregen, am anderen Ende des Coupés, an der Tür, ein älterer Herr, mit kranzartig um das Gesicht gezogenem grauen Bart, rasiertem Kinn und Mund, einer Glatze, schwarzem Gehrock, möglicherweise ein Pastor oder höherer Beamter, sicherlich schwerverheiratet, voller Grundsätze und sehr moralisch.

„Pardon," sagt plötzlich der Weinreisende, nachdem er es offenbar satt bekommen hat, seinen Gefühlen nur mimischen Ausdruck zu geben, pardon — gnädige Frau haben ein Briefchen verloren."

Er hat sich gebückt und überreicht in der Tat der Dame ein kleines rosafarbenes Billett, das ihr allem Anschein nach aus dem Buch, in dem sie liest, herausgefallen ist.

„Ich danke," sagt die Dame kaum hörbar, errötet und blickt, als hätte man sie bei etwas Unschicklichem ertappt, verlegen zum Fenster hinaus.

Der Weinreisende lächelt so diskret, als ihm nur möglich ist, setzt die Miene des Unwiderstehlichen auf und flüstert:

„Wie fein das Briefchen duftet . . ."

Die Dame errötet noch mehr und schweigt.

„Und welch zärtliche Farbe es hat," fährt der Weinreisende um eine Nuance angreiferischer fort, „es kommt wohl — pardon! — von einer Freundin?"

Die Dame ist jetzt tief rot geworden, und ihr Gesicht verrät eine Hilflosigkeit, die zu Tränen rühren könnte.

„Hm, hm!" kommt es aus der Ecke, in der der Pastor sitzt.

Der Weinreisende hat für diese Ecke nur eine verächtlich-überlegene Geste. Man spürt es, daß es die Lage, der er nicht gewachsen ist, einfach nicht gibt.

„Fahren gnädige Frau nach Hamburg?" fragte er mit leiser schmeichlerischer Beharrlichkeit.

„Ja," antwortete die Dame ganz kurz.

„Herrlich," stellt der Weinreisende fest, „ich fahre auch nach Hamburg . . . Hält sich die gnädige Frau in Hamburg auf?"

„Nein," antwortet die Dame noch kürzer.

„Also gnädige Frau fahren weiter?"

Die Dame schweigt ganz.

„Wie schade," bemerkt der Weinreisende melancholisch, während seine Augen doch immer feuriger werden.

„Hm, hm!" kommt es wieder aus der Pastorsecke, und diese Aeußerung ist von einem Blick begleitet, der, wenn er nicht von einem Weinreisenden pariert würde, zweifellos erstarrend wirken müßte.

Auf den Weinreisenden wirkt er nur belebend.

Er beugt sich nämlich plötzlich ganz dicht zu der Dame hinüber und zieht vorsichtig, nur mit zwei Fingern, irgend etwas von der Schulter.

„Sehen Sie, gnädige Frau," sagte er triumphierend, „ein Haar!"

„Aber . . ." stottert die Dame ganz fassungslos.

„Ein blondes Haar," stellt der Weinreisende mit Siegesblicken fest, „ein herrlich blondes Haar! Es ist von Ihrem Kopfe, gnädige Frau. Darf ich es behalten?"

Die Dame ist ratlos und schweigt.

Der Weinreisende legt das Haar in sein Notizbuch.

„Ich danke," sagt er mit einer Miene, die deutlich verrät, daß eigentlich er der Geber ist.

„Ich liebe blonde Haare ganz besonders," erklärt er dann der Dame im Tone eines Gönners. „Ihr Haar, gnädige Frau, ist reizend. Darf ich fragen, womit Sie es pflegen?"

Die Dame schweigt und blättert ratlos in ihrem Buche.

„Ich empfehle Ihnen zu diesem Zwecke sehr „Ledol". Ich benütze „Ledol" schon seit Jahren. Und meine Haare sind tadellos."

Der Weinreisende hat einen Spiegel aus der Tasche gezogen, besieht sich darin und betastet seinen Scheitel.

In der Pastorsecke aber macht sich ein sonderbares Rücken bemerkbar, auch kommt ein undeutliches Gemurmel von dort.

„Ist Ihnen unwohl, alter Herr?" fragt der Weinreisende, nicht ohne Teilnahme.

Er bekommt nur einen wütenden Blick zur Antwort.

Jedoch mit Seelenruhe wendet er sich wieder seinem Gegenüber zu.

„Ich pflege mit großer Sorgfalt meine Haare, meine Zähne und meine Hände," sagt er schlicht. „Freilich," und setzt er sehr kaltblütig die feindliche Ecke ins Auge, „es gibt auch Menschen mit vorsintflutlicher Haar- und Bartfrisur, Menschen mit unmöglichen Gehröcken und mit Röhrenstiefeln . . ."

In der Pastorsecke ist das nervöse Rücken einer platten Erstarrung gewichen.

„Auch in Schnellzügen finden sich Menschen dieser Art," erklärt der Weinreisende harmlos weiter, „die doch besser in Personenzügen und vierter Klasse fahren würden, und . . ."

Die feindliche Ecke ist plötzlich in Bewegung geraten.

„Herr . . .!"

Der Herr Pastor steht hoch aufgerichtet und roten Antlitzes vor dem Weinreisenden.

„Bitte?" fragte dieser und lächelte verbindlich.

Die Dame ist vor Schreck weiß geworden.

In der Stimme des Herrn Pastors zittert die tief verletzte menschliche Würde.

„Wenn Sie glauben, sich über mich lustig machen zu können," hebt seine Stimme, „so, so . . ."

„Macht sich jemand über Sie lustig, alter Herr?" fragt der Weinreisende mit naiver Ueberraschung und ruft dabei mit der Miene eines Engels die Dame zur Zeugin.

„. . . so — so täuschen Sie sich!" fährt die Stimme noch bebender fort. „Und wenn ich auch Röhrenstiefeln trage und einen Gehrock und nicht die Unverfrorenheit habe wie gewisse andere Leute, so, so . . ."

„So?" fragt der Weinreisende freundlich.

Der Herr Pastor ist platt.

Zuerst schnappt er ein paarmal nach Luft. Dann, als er sich ein wenig beruhigt hat, fährt er sich voll Würde mit der Hand über die feuchte Stirn, macht eine abwehrende Geste und sagt:

„Ich habe es ja übrigens nicht nötig, mich mit Ihnen zu streiten. Ich rufe ganz einfach den Schaffner."

„Bitte, alter Herr, rufen Sie nur den Schaffner," sagt der Weinreisende gelassen.

„Sie! Man wird es Ihnen schon zeigen! Ganz abgesehen davon, daß Sie harmlose Mitreisende beleidigen, belästigen Sie auch alleinreisende anständige Damen!"

„Ist's möglich?" sagt der Weinreisende und streicht sich den Bart.

„Jawohl, ich bin Zeuge. Sie haben jene Dame dort in der unerhörtesten Weise belästigt!"

„Habe ich Sie belästigt, gnädige Frau?" fragt der Weinreisende und trieft geradezu vor Unschuld.

Die Dame wird wieder rot.

„Ach nein," sagt sie ganz leise.

„Nicht?!"

In dem Herrn Pastor ist irgend etwas zusammengebrochen.

Zitternd zieht er sein Taschentuch aus der Tasche und trocknet sich den Schweiß von der Stirn.

Jetzt erhebt sich aber der Weinreisende, und es zeigt sich, daß viel Größe und viel Würde in ihm wohnt.

„Wie Sie hören können: nein!" sagt er mit unnachahmlicher Hoheit. „Und jetzt — hole ich den Schaffner!"

Der Herr Pastor ist zusammengeknickt.

Immerhin, so viel Selbstbewußtsein bringt er noch auf, um sowohl dem Weinreisenden als auch insbesondere der Dame einen Blick grenzenloser Verachtung zuzuwerfen.

Dann aber nimmt er wortlos seinen Regenschirm, seine Reisetasche und seinen Plaid und begibt sich auf den Gang hinaus.

Der Weinreisende lächelt ihm ironisch nach.

Darauf schiebt er mit königlicher Gebärde die Coupétür hinter ihm zu.

„Den wären wir los," sagt er mit kühler Gleichgiltigkeit, als handle es sich um eine Affäre, deren er täglich ein Dutzend zu erledigen pflege.

Die Dame ist wieder sehr rot und sieht recht hilflos zuerst in ihr Buch, dann sehr verlegen zum Fenster hinaus.

Der Weinreisende aber lächelt sie protegierend an, greift an seinen Scheitel und sagt:

„Was für reizende kleine Hände Sie haben, gnädige Frau!"

Da zeigt die Dame zum erstenmal ein leises Lächeln.

Ein ganz züchtiges, leises Lächeln.

Der Weg.

Ach, tausend liebevolle Worte, die
Ich dir gesagt, sind all' verklungen,
Doch jenes böse, das im Zorn ich schrie,
Haftet gespenstisch in Erinnerungen.

Und tausend Küsse, die wir treu getauscht,
Sind aufgegangen in dem Hauch der Lüfte,
Nur jener, den ich wein- und lust-berauscht
Der andern stahl, hat heut noch Düfte....

Sprich, was ist Liebe? Was ist Treue, sag?
Nein — schweig und laß den Weg uns gehen,
Bald neigt zu Ende sich der heiße Tag:
Erinnrung stiebt, und Düfte, sie verwehen....

Hermann Stegemann.

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie fängt's doch an,
Daß man so lieb es haben kann,
Erzähle doch, erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele!

Wandspruch für ein Eßzimmer.

Ein kühler, klarer Trunk,
Ein warmer, kräft'ger Trank,
Genug — hält's frisch und jung,
Zuviel — macht's welk und krank.

Die Jugend der Eltern.

Wenn man heute auch der Familiengeschichte ein erhöhtes Interesse entgegenbringt und seine Vorfahren erforscht, u... an ihren Fehlern und Vorzügen, besonders auch an ihren Krankheiten die Rätsellösung des eigenen Wesens zu finden, so ist es doch oft merkwürdig, zu sehen, wie wenig Menschen von einander wissen, die zueinander gehören, und besonders auffa...g ist dies Nichtwissen in dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern. Man fragt oft vergeblich, warum? Das eigene Leben ist doch jedem Menschen interessant, ja, mancher ist geneigt, sich und seine Taten für wichtiger als die ganze große Welthistorie zu halten. Und doch schweigen so viele n Kindern gegenüber, lassen die neugierigen Fragen unbeantwortet und hüllen ihr Vorleben in eine leichte Dämmerung ein, wenn es auch das hellste Licht gut vertragen könnte.

Zumeist mag das Nichterzählen wohl daran liegen, daß die Gegenwart und ihre Kämpfe die Gedanken zu sehr in Anspruch nehmen, der Tag, der herrscht, hat das Recht und dann jene, die nach ihm kommen. Für das stille, ruhvolle Zurückgehen in das Land der eigenen Jugend fehlt die Zeit; ein paar flüchtige Gedanken schickt man hier und da zurück, an besonderen Erinnerungstagen vielleicht, wenn die Glocken mahnen: gedenkt der Toten! oder ein Geburtstag vom Aelterwerden erzählt, aber für Erinnerungsstunden mit einem leisen, rückschauenden Plaudern fehlt unserer Zeit die Zeit, fehlt unserer Zeit der Sinn. Der moderne Mensch hat ja eigentlich nie recht Zeit; er kommt vor lauter Zeitmangel zuletzt auch nur zu halben Gefühlen, halber Freude, halbem Schmerz, halbem Genießen, schwächlichem Entrüsten da, wo ein heiliger Zorn not tut. Und doch ist es so gut, sich einmal die Zeit für nachdenkliche Stunden zu nehmen, einmal nachzuschlagen in dem Bilderbuch der eigenen Kindheit zum Darauslernen, sich selbst Rechenschaft zu geben vom eigenen Werden, der eigenen Entwicklung, von den eigenen Kinderdummheiten.

Wie viele Eltern vergessen im Laufe der Zeit vollständig, wie unerträglich sie einst gewesen sind, daß auch sie einmal wild, laut, naschhaft, naseweis, faul, zu kleinen Schwindeleien aufgelegt waren, daß auch sie in der Schule so eine Art Peinigungsanstalt sahen und sich kein Gewissen daraus machten, ihre Lehrer übermütig zu kränken, daß auch sie mit allerlei Flausen die Spielstunden zu verlängern suchten. Oh, über die zerrissenen Bubenhosen, die verletzten Schulbücher, die nicht fertig werdenden Arbeiten, die Zensuren, die so merkwürdig schlecht ausfielen, die Verspätungen und Versäumnisse alle, die kecken Antworten, die Vätern und Müttern immer so namenlos unbekannt scheinen, als hätte es in ihrer eigenen Kindheit nichts dergleichen gegeben. Wirklich, wenn man mitunter sieht, wie sehr sich die Erwachsenen über gewisse immer wiederkehrende Kindertorheiten aufregen, dann denkt man unwillkürlich, die Aergerlichen müßten einst als richtige kleine Unschuldsengelein furchtbar brav durch den Garten ihrer Kindheit gewandelt sein.

Aber wie wenig das Musterkindtum der Eltern stimmt, wer weiß es besser als die Kinder selbst! Sie wollen es nur nicht immer wissen, ja auch mitunter wandelt sich ihnen im Erziehen ihr eigenes Jugendbild so, daß sie zuletzt fast glauben, alle die Tugenden, die sie ihrem Kind anerziehen wollen, hätten sie von Uranfang an besessen. Durch dieses falsche Sehen des eigenen Wesens werden Eltern leicht ungerecht dem Kinde gegenüber, sie verlangen da zu viel. Und sind dort vielleicht zu nachsichtig, wo Strenge geboten wäre. Denn das rechte Maß der Beurteilung hat eben nur der, der immer sein eigenes Werden klar vor Augen hat, der die Wege noch weiß, die er ging, und der Vergleiche ziehen kann und sich die Zeit zum Zurückdenken dann auch nimmt. Wer das kann und tut, der wird sich dann auch nicht vor seinen Kindern mit seiner Musterhaftigkeit brüsten: seht, so waren Vater und Mutter, so vollkommen, so ohne Fehler. Kinder sehen scharf. Zweifel erwachen bald, und das Erkennen des falschen Scheins bringt dann leicht eine so bittere Enttäuschung, die das innere Verhältnis der Kinder zu den Eltern dauernd zu trüben vermag. Es ist gewiß nicht richtig, wenn Eltern vor den Kindern das Bekennen zu weit treiben, aber ebenso unrichtig ist es auch, wenn sie ihr Haupt mit falschem Glorienschein umhüllen.

Die Eltern lernen an dem Zurückschauen in die eigene Kindheit, aber auch für Kinder sind solche Stunden wertvoll, in denen sie Einblick gewinnen in das Erleben ihrer Eltern. Das Kind wird heute zum Herrscher ausgeschrien, man dient ihm aber nicht immer in der rechten Weise. Bis zum Ueberdruß wird davon geredet, daß ihm sein Recht werden muß, und daß es sich zur Persönlichkeit entwickeln soll. Doch neben dem Recht des Kindes wird zu wenig das Recht der Eltern betont; die Eltern sollen ihren Kindern Verständnis entgegenbringen, sie haben aber auch das Recht, Verständnis für ihr Leben von den Kindern zu verlangen. Wie oft geschieht es, daß, wenn Erwachsene von sich und ihrem Leben sprechen, die Jugend kaum hinhört.

Die Eltern sollen aber den Kindern sagen wie sie selbst in ihrer Jugend Freude und Leid erlebten. Gab es harte Kampfzeiten in ihrem Leben, in dem ihrer Vorfahren, warum sie den Kindern verschweigen! Nicht mit dem moralisierenden Vergleich braucht davon gesprochen zu werden: „Siehst du, so gut hast du es nun dagegen", sondern besser mit dem Stolz des errungenen Sieges, mit Freude oder gelassener Resignation wie die Wege waren, die man ging. Selbst das schlichteste Leben nach dem Wort: „Ein Mensch gewesen — und das heißt ein Kämpfer sein", kann und soll Ehrfurcht einflößen. Ehrfurcht vor dem Gewordenen. Diese Ehrfurcht aber ist es, die die Jugend von heute zu wenig fühlt, daran fehlt es überall im Familienleben wie im öffentlichen Leben. Ehrfurchtslos, kritisch, überhebend lebt die Jugend ihre Tage, die Ehrfurcht ist etwas — Ueberwundenes. Doch wehe dem Volk, dessen Kinder keine Ehrfurcht haben vor der Eltern Tun, vor dem Vergangenen und damit auch vor dem Gegenwärtigen und Zukünftigen. Die Welt braucht tatkräftige Menschen.

Auf der Röntgenstation.

Von **Victor Engelhardt**, Berlin.
Assistent am Physikal. Institut der landwirtsch. Hochschule.

Bei meiner Arbeit auf der Röntgenstation eines Berliner Lazaretts muß ich oft an frühere Zeiten denken. Wie hat es ein Chirurg im Siebziger Krieg denn nur gemacht? Eine Kugel finden, einen Knochenbruch heilen und nicht in den Menschen hineinschauen können — das mag eine schwere, oft ganz unmögliche Aufgabe gewesen sein!

Heute ist es anders. Heute können wir in den Menschen hineinschauen und können darum die viel schlimmeren Wunden dieses Krieges besser heilen als die Wunden vor 46 Jahren. Wir haben im „Ganzmachen" so viel neues gelernt, wie im Zerstören. Und das ist gut, denn so kommt doch immer wieder ein notdürftiges Gleichgewicht zustande.

Daß wir aber in den Menschen hineinschauen, ist, wie man weiß, Röntgens Verdienst. Er schuf 1896 die Röntgenröhre, die seither wesentliche Verbesserungen erfahren hat.

Sie ist aber trotz alledem noch nicht ideal. Sie ist keine Glühlampe, welche brennt, wenn man sie einschaltet. Nein — sie ist eine Persönlichkeit! Ich muß bei Röntgenröhren immer an den verstorbenen Universitätsmechaniker denken. Der sagte oft zum alten Drude:

„Nee, Herr Geheimrat," sagte er, „wissen Se, Apparate, die sin nich tot, die hab'ne Seele. Die tun, was sie wollen — un wenn einer nich will, wie wir, denn hilft all gut Zureden nich, denn will er eben nich."

Ja — Röntgenröhren, die haben eine Seele, haben Launen und haben ein Schicksal; so wie die Persönlichkeiten. In ihrer Jugend sind sie weich und zart. Mit dem Funkeninduktor verbunden, brennen sie mit leisem Summen. Ihre Strahlung vermag noch nicht schwere Arbeit zu leisten, sie kommt durch die Hand, durch den Arm, aber nicht weiter. Im Laufe der Zeit wird sie „härter". Sie arbeitet sich durch Bauch und Decken hindurch. Die Röhre wird heiß vor Mühe — und oft ganz plötzlich müd. Man muß sie abkühlen, ausruhen lassen, um sie weiter verwenden zu können. — Allmählich wird sie zu Tode gehetzt. Der geringe Gasinhalt, den sie braucht, ist verschwunden, die elektrische Ladung geht nicht mehr hindurch, sondern schlägt außen in knatternden Funken herum. Röntgenröhren gehen alle an „Arterienverkalkung" zugrunde.

Kommt der Patient, dann soll die tote Wissenschaft lebendig werden. Das klingt so einfach. Du legst die Platte unter die verletzte Stelle, das Rohr bringst du darüber, dann wird belichtet, entwickelt, fixiert — und das Bild ist fertig. Grau treuer Freund, ist alle Theorie! Die Bücher sind so verlockend sachlich und ungerührt. Im Leben aber heißt es arbeiten, den Kopf nicht verlieren — auch dann nicht, wenn einer vor Schmerz schreit und stöhnt. Man lernt im Augenblick Neues ausdenken, mit Holzklötzen, Sandsäcken und Tüchern improvisieren. Man lernt neben qualvoll zerschossenen Menschen nur an das wissenschaftliche Problem denken, die Seele ganz vergessen. Die Arbeit würde zugrunde richten, müßte man immer an das Vergangene und Zukünftige solcher Menschenleben denken.

Der vor mir liegt, ist nicht der Wehrmann Müller, dessen ganzes Lebensglück vielleicht zum Teufel ist, der vor mir liegt ist ein „Schädelbruch" — und ist während der ganzen Arbeit nicht mehr. Sein Wesen, seine Persönlichkeit ist nichts, seine Verletzung ist alles. Er heißt der „Schädelbruch".

Die Röntgenstrahlen sind höchst geheimnisvoll. Wer weiß, was da alles passiert? Da kommt ein Krieger, und hat sich draußen vor Tod und Teufel nicht gefürchtet — vor diesen unbekannten, unheimlichen Dingen aber hat er Angst.

„Angst? — warum denn?" —

„Ja — der Kamerad hat gesagt, det is'n mächtiger Strom, und det zieht die Arme hoch, in det Loch da hinein."

„Nanu! — Aber der Kamerad ist mit seinen Armen doch auch wieder rausgekommen."

„Sie legen mir aber da doch'n Sandsack über, daß der Arm nicht losgezogen wird."

„Nein — das ist nur, damit Sie ruhig bleiben und das Bild nicht verwackeln. — — Was? Pieken wird's, wenn ich so scharfes Licht mache? Unsinn. Schulze, haben Sie 'ne Braut? — Na, seh'n Sie — und mit der haben Sie sich sicher photographieren lassen. — Und hat's damals weh getan?"

„Nee — det war sehr schön."

„Und hier ist es auch sehr schön. Ich nehm' nur ein bißchen helleres Licht und das geht auch durch die Knochen hindurch. — Also — recht ruhig — ein freundliches Gesicht — ruuuuhig — gut — aus!"

„Was?" —

„Aus — Sie sind fertig — Sie können geh'n."

„Wer det alles?"

Und enttäuscht zieht er ab. Bitter enttäuscht! Ich weiß nicht, was er geglaubt hat, aber vielleicht dachte er sich im Spiegelbild als leibhaftiges Gerippe zu sehen.

Zu tun gibt es auf der Röntgenstation gar vielerlei. Die Kugel hat den Knochen zerschlagen. Nun heißt es: wie und wo? Man hat seine Anatomie im Kopf, man weiß, wie die Knochen stehen und liegen und heißen — und auf dem Röntgenbild sieht alles verdammt anders aus. Peinlich! Aber die Röntgenplatte ist ja kein Bild, sondern eine durchsichtige Silhouette des inneren Menschen. Sie zeigt alles. Was vorn liegt und was hinten liegt und alles übereinander.

Das gibt oft ein heilloses Durcheinander. Anatomie allein hilft also nicht, die Hauptsache ist Uebung und Erfahrung. Hat man die, dann geht's, dann versteht man die Bilder zu lesen und kann sich gar oft freuen, wie zersplitterte Knochen überall neue Substanz, Callus, ansetzen und fein säuberlich zusammenheilen.

Aber nicht nur die Knochen werden photographiert, auch Herz, Lungen und Nieren werden geprüft, der Magen wird mit undurchsichtiger Wismuthspeise gefüllt und abkonterfeit. Ja, neuerdings kann man selbst den Wundverlauf, die eiternden Fistelkanäle verfolgen. Man stopft in die Wunde so viel wismuthhaltige Gelatinstäbchen, als nur immer hineingehen und „röntgt"! (Das Wort ist leichter zu schreiben als auszusprechen.)

Des Röntgengeologen größte Sorgenkinder aber sind die Geschosse. Die stecken weiß Gott wo im Körper — weit vom Einschuß entfernt. Die soll er nun finden. Und nicht nur finden, sondern nach Lage und Tiefe so genau angeben, daß der Chirurg sie sicher entfernen kann. Die Aufgabe ist nicht immer ganz leicht, darum hat fast ein jeder versucht, sie mit einer neuen Methode zu lösen. Aber schließlich ist alles schon dagewesen und alles läuft auf zwei Grundgedanken hinaus.

Der eine stammt von der Architektur. Wir stellen den Körperteil in Grund und Aufriß dar, das heißt, wir machen zwei Aufnahmen in zwei aufeinander senkrecht stehenden Richtungen. Aus ihnen läßt sich die Lage der Kugel leicht rekonstruieren. Oder wir folgen dem Optiker, der eine Stereokamera baut. Wir machen zwei Aufnahmen von zwei verschiedenen Standpunkten der Röhre. — Dann gibt es ein Stereoskopbild, das vollkommen plastisch ist, die Tiefenlage der Kugel also wunderbar zeigt. Statt sich über die Schönheit der Bilder zu freuen, greift man allerdings meist zu einem weniger anschaulichen, aber genaueren Mittel, dem Ausmessen der Platten.

Vielerlei geschieht auf der Röntgenstation, viel — unendlich viel Segen wird gestiftet. Der Segen baut sich auf einer ursprünglich rein wissenschaftlichen Untersuchung auf. Man soll darum die Wissenschaft nie schmähen, wenn sie, ungerührt durch praktische Ziele ihren Weg scheinbar in den Wolken sucht. Aus ihrer Wolkenhimmelshöhe steigt sie herab und bringt oft ungewollt — vielleicht gar darum — ein sehr irdisches Glück. In Zeiten aber, wo alles Tat sein muß, freut sich die Wissenschaft, daß sie nicht nur träumt, sondern daß sie fähig ist, den schwer leidenden Menschen tätig zu helfen.

Selbstzucht!

Selbstzucht ist der beste Baumeister eines Charakters. Auch die gewissenhafteste Arbeit von Eltern und Lehrern vermag nicht mehr zu leisten, als gewissermaßen den Rohbau unserer Erziehung. Wollen wir die Vollendung des Baues nicht den mehr oder minder willkürlichen und zufälligen Einflüssen der Gesellschaft und unseren Lebenserfahrungen überlassen, so müssen wir selbst unablässig am Werk sein. Diese Selbsterziehung ist nicht, wie Jugenderziehung, zeitlich begrenzt, sie ist planvoll, einheitlich, zuverlässig; sie macht streng gegen sich selbst, gerecht und gütig gegen andere.

Um Seidenband als Krawattenschleife zu verarbeiten, braucht man es nicht zu Schlupfen und Enden abzunähen, viel moderner und gefälliger sieht die gebundene Schleife aus. Man steckt zu diesem Zweck die Mitte des zu verwendenden Bandes irgendwo an (am Nähstein, der Tischdecke oder dergl.), bindet die Schleife, zupft sie gefällig zurecht und näht unter dem Knoten eine Ansteckнadel fest. Wünscht man mehrere Schlupfen, z. B. drei derselben und zwei Enden zu haben, so wird das Band so angesteckt, daß zwei ungleich lange Enden herabhängen, dann zur Schleife gebunden wie vorher beschrieben und vor dem Zuziehen des Knotens jedes Ende — das eine von rechts, das andere von links — noch einmal durchgesteckt. — Ein Probieren an einfachem Material kann zeigen, wie graziös die Schleifen auf diese Weise ausfallen.

Das Leben ist schneller mit uns fertig als wir mit dem Leben.

Ihr Glück schmieden Viele so, daß sie jeden Nebenmenschen als Ambos betrachten.

Menschenhand als Krankheitserzeuger.

Unbedingte Reinlichkeit der einzige Schutz gegen lauernde Gefahr.

Manchen, die sich im gewöhnlich anerkannten Sinne für sauber halten, möchte es vielleicht ziemlich überflüssig erscheinen, unter anständigen Menschen die Pflichtdes Nichthaltens der Hände zu betonen; und sie mögen es für vollkommen genug halten, ihre Hände vielleicht dreimal im Tage zu waschen. Ist damit die Frage wirklich abgetan?

Als die Wundärzte die Entdeckung machten, daß es sehr oft ihre eigenen, wenn auch nur in geringem Maße verseuchten Finger waren, welche in Wunden von Patienten Krankheits-Keime trugen, da suchten sie eifrig nach einem Mittel, durch welche ihre Hände chirurgisch rein, d. h. frei von gefährlichen Bakterien, erhalten werden könnten.

Das ganze Reich der Chemie wurde nach solchen Mitteln abgesucht, und man konnte die Hände nicht oft genug schrubben und in allerlei Lösungen eintauchen. Noch jetzt vielleicht gruselt es manchem Wundarzt gelinde, wenn er an jene Tage zurückdenkt! Doch alle diese Bemühungen brachten nicht den gewünschten Erfolg; und in ihrer Verzweiflung verfielen schließlich Chirurgen darauf, Gummi-Handschuhe zu tragen, welche gekocht werden konnten, sodaß sie jedem Patienten sozusagen ein frisches Paar sterilisierter Hände brachten.

Diese Erfahrung findet nicht blos für Chirurgen allein ihre Nutzanwendung. Man versuche es, so viel man wolle — es gibt keine bekannte Methode, die Hände unbedingt rein zu erhalten!

Und der große Faktor in der Verbreitung aller jener Krankheiten, deren Erregungs-Organismus gewöhnlich in Ausscheidungen des Mundes und der Nase liegt, ist eben die Menschenhand. Wie oft kommt sie mit dem Mund oder der Nase in Berührung, ohne daß man darauf achtet!

Tatsächlich führen die meisten von uns täglich viele Male die Finger an den Mund oder die Nase, und sie pflanzen damit vielleicht eine Krankheit oder ihre Bakterien, welche von anderen fahrlässigen Personen verbreitet wurden und nunmehr frische Nahrung erhalten und wiederum an andere verbreitet werden.

Allerdings ist es auch eine Tatsache, daß die meisten dieser Bakterien, wenn sie einmal den Menschenkörper verlassen, rasch dahinsterben — doch was verschlägt der Tod von einigen Milliarden Bakterien, so lange die Zufuhr reichlich ist und nie aufhört?

Täuschen wir uns nicht: Wir berühren jeden Tag unvorsätzlich eine ganz enorme Menge verseuchter Dinge, und die Handwaschungen, welche wir uns leisten, sind im Vergleich hierzu nur sehr selten und außerdem in vielen Fällen zu oberflächlich, um den vorliegenden Zweck zu erreichen. Es wird aber niemand Lust haben, im gewöhnlichen Verkehr immer Gummi-Handschuhe zu tragen, wie die Wundärzte sie lediglich in Ausübung ihres Berufs benutzen.

Wie sollen wir uns also helfen oder gegen eine so große Gefahr schützen? Auf diese Frage kann es nur eine Antwort geben: Wir müssen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, niemals uns vergessend — so schwer dies auch im Anfang sein mag — die bloßen Finger aus dem Munde und der Nase fernhalten!

Solcherart beschränken wir die Verbreitung von Krankheiten wenigstens aus diesen wichtigsten Quellen und können — so lange dies nicht allgemein Regel geworden ist und streng geübt wird — oft die Erwerbung einer Krankheit von irgend einer Person, die weniger sorgfältig gewesen war, glücklich verhüten. Weitaus das beste wäre freilich, wenn die ganze Menschheit sogleich den richtigen Begriff davon bekäme, was reine Finger sind!

Einiges über Ordnung halten.

Ich hatte eine kluge Lehrerin. Diese pflegte zu sagen: „Ordnung machen ist leicht; das kann jeder. Aber Ordnung halten ist schwer, und das können nur weige!" Das Geheimnis des Ordnunghaltens besteht darin, keine Unordnung aufkommen zu lassen. Dazu genügt es nicht, daß jedes Ding, wie das ja in richtigen Haushaltungen üblich ist, seinen ihm zugewiesenen Platz hat; man muß es auch dahin geben, und zwar sogleich nach dem Gebrauch. Also, hat man etwa das Salzfaß auf der Anrichte stehen, so warte man nicht, bis sich ihm die Zuckerdose, Kaffeemühle, der Gewürzbehälter zugesellen, um dann alles zusamme nach vollbrachter Arbeit auf einmal fortzuräumen; nein, man stelle das Salzfaß sofort nach der Benutzung wieder in Reih und Glied und aue das gleiche mit den übrigen Gebrauchsgegenständen. Herabgefallene Papierschnitzel hebe man sogleich auf und tröste sich nicht mit dem beabsichtigten, späteren gründlichen Zusammenfegen. Flecke an Hausrat und Kleidern putze man im Hause auf der Stelle aus; desgleichen flicke man defekte Kleider und Wäsche schon im Anbeginn, wenn der Schaden noch klein ist und lasse schadhaft gewordene Hausgeräte sogleich von den betreffenden Handwerkern ausbessern. Man wird sich wundern, wieviel Zeit und Mühe bei solchem Ordnunghalten erspart wird, wie geordnet, klar, übersichtlich und einfach ein dermaßen betriebener Haushalt zu jeder Stunde ist, wie gut man in einem solchen Hauswesen unvorhergesehenen Fällen gegenübertreten kann, wieviel Geld man so erspart, wie wenig Unglück geschieht, wie schön, friedlich und ohne Aufregung und Aerger das Leben in solchem geordneten Hause verläuft. Es erbrigt sich wohl zu sagen, daß man nicht nur in den angeführten Dingen, sondern auch in allen Angelegenheiten des täglichen, häuslichen und Berufslebens solchermaßen Ordnung halten muß, indem man alles, was irgend angeht, sofort erledigt, nicht aufschiebt und auf die lange Bank schiebt. Aber ein solches vernunftgemäßes Ordnunghalten will erst erlernt und geübt sein; es ist nichts Angeborenes wie der einfache Ordnungssinn.

Eine warme Ehe.

„Bevor wir uns heirateten, nanntest du mich so oft die Sonne deines Lebens! Und jetzt" — —

„Bitte sehr, ich gebe durchaus gern zu, daß du immer noch dein Möglichstes tust, um mir das Leben heiß zu machen."

Die Zeitungen.

Die Londoner „Newspaper World" stellt fest, daß insgesamt siebenhundert tägliche und wöchentliche Zeitungen die Preise erhöht haben. Die Zeit der Pennypapers scheint in England vorüber zu sein — das Blättchen hat sich gewendet. Die Leser, denen ihr Blatt zwar teuer ist, besonders wenn es nicht teurer wird, werden gewiß kein Blatt vor den Mund nehmen.

Schraube ohne Ende.

Direktor der Kompanie zum Arbeiterführer: „Schon wieder — nachdem wir Ihnen erst den achtstündigen Arbeitstag bewilligt haben — was wollen Sie noch mehr?"

„Mehr Lohn, Herr Direktor — seit wir nur acht Stunden arbeiten, sind wir leistungsfähiger und liefern bessere Arbeit!"

Der Fischfang im Bodensee vor 200 Jahren.

Ein altes „Fischbuch" aus dem Jahre 1711 erzählt von einem erstaunlichen Fischreichtum im Bodensee. Hechte, Forellen, Karpfen, Schleien, Ringeln wimmelten nur so im See, und man fing Exemplare bis zu 30 Pfund Schwere. In der Gegend von Lindau bis Bregenz fing man die meisten Fische. Es war aber nicht immer möglich, die große Zahl von Fischen gleich verkaufen zu können; da fand man ein Mittel, um die gefangenen Fische am Leben zu erhalten, ein Mittel, das die Billigung eines modernen Tierschutzvereins allerdings kaum finden würde. Man befestigte ein Stück Holz an einer Schnur, zog diese bis an das Holz durch des Fisches Kiemen und band das andere Ende an einen Pfahl, der am Ufer des Sees stand. Auf diese Weise konnten die Fische etwa 50 bis 60 Meter weit in den See schwimmen; war dann ein großes Fischessen geplant, dann holte man einfach diese angebundenen Fische herbei.

Das alte Fischbuch spricht von einer Menge Fischarten, die alle im Bodensee gelebt haben sollen. Darunter waren auch Aalraupen, auch Quappen genannt. Von diesen Fischen wurden namentlich die Lebern als Leckerbissen besonders geschätzt. Die Aalraupen selbst verloren aber durch das Ausscheiden der Leber nicht das Leben, sie wurden vielmehr wieder in den Fischkasten gesetzt und erst wirklich abgeschlachtet, wenn man sie benötigte.

Den Beruf verfehlt.

Ein Taschendieb besucht das Konzert eines Klavier-Virtuosen. Als er eine Weile dessen großartigem Spiel gelauscht, spricht er bewundernd: „Schade um den Mann! Der hätte es mit seiner Fingerfertigkeit und dem weichen Anschlag weit bringen können!"

Recht geschieht ihm.

Herr Flatau hat im Geschäftsverkehr mit dem Grossisten Nelken viel Schererei und Aerger gehabt. Eines Tages erfährt er, daß Nelkens Frau mit Drillingen niedergekommen ist.

„Ausgezeichnet, soll er auch einmal merken, wie einem zumut ist, wenn man mehr geliefert bekommt, als man bestellt hat!"

Kindermund.

Mama war eine hübsche Frau, aber sie wollte noch hübscher sein. Von der Natur mit Vorzügen reicht bedacht, verschmähte sie es trotzdem nicht, die Kunst zu Hülfe zu rufen. Sie stand vor dem Spiegel, gab ihren goldenen Locken einen noch goldeneren Glanz und half mit dem Schwarzstift dem Schwunge ihrer Augenbrauen nach, als ihr kleines Töchterchen sie fragte:

„Mama, was schreibst du dir da ins Gesicht?"

Rasche Meinungsänderung.

„Könnte ich vielleicht noch ein ganzseitiges Inserat in Ihr morgiges Blatt einsetzen?" fragt ein behäbig aussehender Herr den Redakteur. „Ich möchte eine neue Whiskeymarke anzeigen."

„Gewiß, mein Herr", versicherte der Redakteur. „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich möchte nur der Setzerei Bescheid sagen."

Er eilte ins Vorz